

# Aus der Fremdenlegion

Autor(en): **Platzhoff-Lejeune, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575985>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Meine Mutter. Nach der Radierung (1895) von Emil Anner, Brugg.

zur Reproduktion gelangte Studienkopf von 1895 \*). Man sieht, mit welchem Eifer und Glück Anner seine Radirnadel auch in den Dienst der Menschenschilderung gestellt hat.

So ist es ein reiches, feines künstlerisches Schaffen, das uns hier entgegentritt. Anner steht in so jungen Jahren, daß man sich noch viel des Schönen von ihm versprechen darf. Schon heute darf man den Landschaftler zu unsern besten und intimsten Naturschilderern zählen. Was allem, was er schafft, den stillen, nachhaltigen Reiz verleiht, das ist der reine, tiefe seelische Klang, der uns auch aus dem kleinsten Blättchen Anners entgegentönt.

H. T.

## Aus der Fremdenlegion.

Nachdruck verboten.

Gibt es noch eine Fremdenlegion? Vielleicht, antworten gleichgültig die Regierungen, jedenfalls geht uns das nichts an, und wir wollen nichts davon wissen. — „Ihre Beseitigung ist dringend zu wünschen, und wenn die verschiedenen Regierungen nicht über die nötige Macht dazu verfügen, so sollten Menschenfreunde und Moralisten sich wenigstens zusammenschließen, um diesem Gedanken Freunde zu gewinnen und die französische Regierung, von der die ganze Sache abhängt, zum Handeln zu veranlassen.“

So läßt sich der waadtländische Gymnasiallehrer Léon Randin in seinem Buche: *A la Légion Etrangère* (Neuchâtel, Delachaux et Niestlé, 1905, 340 S., Fr. 3.50) vernehmen, das

\*) f. die Kunstbeilage S. 404,05 dieses Jahrgangs.

die Frucht seines dreijährigen Dienstes in der Fremdenlegion ist. Randin ist kein hervorragender Schriftsteller; die Romanform, die er seinem Buche gab, hätten wir gerne entbehrt, und die ganze Einteilung seines Werkes scheint uns nicht günstig. Was uns fehlte, war ein Dokument über die Geschichte und Zusammensetzung der Fremdenlegion, ihre Lebensbedingungen, Beschäftigungen und Organisation. Möglichst viel Tatsachen, scharfe Lichter, kurze Erlebnisse, volle Wahrheit, keine Dichtung. Aber man kann ja schließlich aus Randins Buch das Nötige entnehmen und wird ihm Dank wissen, daß er wenigstens seine persönliche Geschichte schlicht und getreu berichtet hat. Wenn er auf die dichterische Form seines Werkes nicht verzichten wollte, so geschah es doch offenbar nur, um ausschließlich Erlebtes und das Erlebte ganz zu berichten; die Liebesgeschichte ist seine Geschichte, die Leiden Charles Durvals sind seine Leiden. Dieser persönliche Akzent verleiht dem Buche einen besondern Wert und eine eindringliche Sprache, die manchen Leser tiefer berühren mag als alle Statistik.

Randin ist übrigens nicht der erste, der nach seiner Heimkehr aus Algier die Feder ergriff, um das Erlebte festzuhalten. Außer den klassischen Geschichtswerken von Grist-Coulombon und Roger de Beauvoir erschienen Bücher wie das deutsche des Berners Lüthy, der fünf Jahre Legionär war und mit seinen Berichten vor sieben-zehn Jahren weiteste Kreise interessiert hat\*). Aber weder die offiziellen Darstellungen der ruhmvollen Kriegstaten, noch die privaten Berichte von den furchtbaren Leiden der Fremdenlegion haben an ihrem Bestande und ihrer Beschaffenheit das Geringste geändert. Darum ist es nützlich und heilsam, wenn in kurzen Abständen immer neue und neue Bücher austreten, die eine Entrüstungsbewegung gegen diese überlebte Institution entfachen und auf die Verantwortlichen einen moralischen Druck ausüben, damit endlich die Klage gehört und ihr Grund beseitigt werde.

\* \* \*

Wie bekannt, ist die Fremdenlegion keineswegs alt. 1831 für den kolonialen Dienst gegründet, hatte sie zunächst die Eroberung Algiers zur Aufgabe. Von den sechs ursprünglichen 5600 Mann starken Bataillonen waren vier aus Deutschen zusammengesetzt; 1837 befanden sich nur noch 1400 Mann unter den Fahnen; 1862—64 wurde die ganze Legion aufgelöst. Der gegenwärtige Bestand ist seit 1897 wieder auf zwei Regimenter mit sechs Bataillonen und zwei Depotkompagnien erhöht worden.

Die französische Regierung hat diese Truppe überall dorthin gestellt, wo die größte Gefahr war und wo sie die eigenen Landsleute schonen wollte. So haben die Legionäre für Frankreichs Ehre 1870 an der Loire, früher und später in der Krim, Nubien, Mexiko, Spanien gefochten. Kein französisches Bataillon hat mehr Lorbeeren errungen, keines mehr Opfer an Menschenleben eingebüßt, keines ist mutiger in die Schlacht gegangen, keines hat sich williger und todesfreudiger geopfert als diese Söldnerschar. Und wie hat Frankreich sie behandelt? Wie dankt sie ihr heute noch? An der Hand des Randinschen Buches möge in diese Verhältnisse eintrigter Einblick gewonnen werden.

Bis vor fünf Jahren war es französischen Untertanen überhaupt untersagt, in die Fremdenlegion einzutreten. Sie sollte ihren Namen volllauf verdienen; nur Ausländer erhielten das Recht, sich zu opfern. Immerhin hat es an Franzosen nie gefehlt, da keine Papiere verlangt werden, die Staatszugehörigkeit der Eintretenden also nicht sicher erkannt werden kann. Ein Handgeld, wie es in allen Söldnerheeren Brauch ist, wird nicht gegeben. Gleichwohl wird eine Verpflichtung auf fünf Jahre gefordert. Während der französische Soldat nach fünf-zehn Jahren pensionsberechtigt wird, ist es der Legionär erst nach zweiundneinhalb Jahrzehnten, also in einem Alter, das bei der Härte des Dienstes und der Tiefe des Klimas die allerwenigsten erreichen.

Nachdem in einem der Werbebüreaus die Einschreibungs-

\*) Seit der Niederschrift dieses Artikels erschienen noch im Laufe des Jahres 1906 drei Bücher über die Fremdenlegion: „Weiße Sklaven“ von D'Hele, „Verlorene Söhne“ von Cremer und die Souvenirs des Irlandsers Le Patriot.

formalitäten vollzogen sind, findet die ärztliche Untersuchung statt, auf die sofort die Einteilung folgt. Diensttauglichkeit ist gegenwärtig das einzige Erfordernis für den Legionär. Als Altersgrenzen sind das achtzehnte und das vierzigste Jahr festgesetzt; bei dem Fehlen jeder Kontrolle finden sich aber sowohl jüngere als ältere Leute in der Truppe. Jede Woche geht eine Wagenladung Angeworbener nach Marseille ab. Besonders die Beamten der deutschen, belgischen, italienischen und spanischen Grenze scheinen eine fieberhafte Tätigkeit zu entfalten, um die Schar der Unglücklichen unaufhörlich zu vermehren.

Nach der gegenwärtigen Organisation ist das erste der beiden Legionsregimenter in Sididi bel Abbas, das zweite in dem kleinen Saïda einquartiert; dieses gilt für schlimmer als jenes. Nach Unterschreibung ihres Engagements werden die Rekruten mit einer Fahrkarte nach Marseille versehen; erst von hier aus erfolgt der truppenweise Transport unter militärischer Bedeckung. Schon auf dem Schiff, meist schlechten und überfüllten Dampfern, erhält der junge Soldat einen Vorgesmack dessen, was ihn erwartet: ungenießbares Essen ohne Teller und Besteck, ein hartes und zu kleines Lager voll Ungeziefer. Es wäre lächerlich, wenn es nicht traurig wäre: das Ungeziefer spielt eine Hauptrolle in dem Mandinischen Buche. Unmenschliches erdulden die Soldaten in dem Schmutz ihrer Wohnräume, die den elementarsten Anforderungen der Hygiene spotten. Als wenn es an der Qual der Miasmen und der Fiebergefahr nicht schon genug wäre, werden aus Faulheit, Geiz und Gleichgültigkeit der Verwaltung noch neue Mikrobenherde gezüchtet.

Der Dienst läßt an Härte weit hinter sich, was man in Frankreich und Deutschland als Maximum zu erleben gewohnt ist. Zwar spielt der Drill keine große Rolle; für wen sollten auch diese an Herkunft, Alter und Vergangenheit so völlig ungleichen Truppen in ihren schmutzigen Uniformen Parademarsch üben? Es kommt der Regierung auf nützlichere Beschäftigungen an: wenn der Legionär nicht im Felde ist, muß er Fronarbeit leisten, Steine schleppen, Mauern bauen und sich stundenlang dem afrikanischen Sonnenbrande aussetzen. Ob er sich das bei seinem Engagement wohl gedacht hat?

In allen Heeren ist die Rekrutenzeit eine Leidenszeit. Das ungewohnte Milieu, die neue Beschäftigung, die mit verdoppelter Strenge einsetzende Militärgewalt, die Schikanen der älteren Soldaten, die Gewaltakte der niederen Vorgesetzten tun dazu das Ihre. In der Fremdenlegion aber ist alles potenziert; die letzte Grenze der Menschenquälerei scheint erreicht. Unerbört hart sind schon die gesetzlichen Bestimmungen; aber die Bosheit der Vorgesetzten und ihre Grausamkeit macht sie zu Höllenqualen.

Die Fremdenlegion wird mit Rücksicht auf ihre eigentümliche Zusammenfassung als Disziplinartruppe behandelt und hat als solche die verschärften Strafbestimmungen, die sonst nur in den aus Eingeborenen zusammengesetzten Regimentern vorkommen. So kann z. B. schon der Hauptmann fünfzehn Tage, der General sechzig Tage Gefängnis verhängen. Dazu kommen noch außerordentliche, der Legion eigentümliche Strafen: die Zelle, die Grapaudine, der Silo.

Die Zelle besteht in einem engen luft- und lichtlosen Loch, in dem der Gefangene vierzehn oder achtundzwanzig Tage lang bei Wasser und Brot eingeschlossen wird. Nach dem Reglement kann diese Strafe nur in Abschnitten von sieben Tagen mit vierstündiger Unterbrechung verbüßt werden, während deren der Soldat seinen Dienst mit voller Kost wieder aufnimmt. Tatsächlich aber wird der Legionsoldat während der vier Tage in ein anderes, leichteres Gefängnis gesteckt, sodas er statt achtundzwanzig Tage deren vierzig verbüßt. — Die Grapaudine besteht im Anbinden der Hände des Schuldigen auf den Rücken und eines oder beider Beine an den Oberkörper und Hals. Dieser menschliche Knäuel wird im Sonnenbrand je nach der Größe des Vergehens mehrere Tage liegen gelassen und, natürlich halb tot, schließlich befreit. Schreit er um Hilfe, so wird er geknebelt. Ein Unteroffizier, der seinen Soldaten so gründlich geknebelt hatte, daß er erstickte, wurde vom Kriegsgericht in Oran freigesprochen! — Der Silo endlich ist eine Art Zisterne in Trichterform, die den Eingeborenen zur Aufbewahrung des Getreides dient. Wie einst Joseph von seinen Brüdern auf diesem Umweg dem Tode geweiht werden sollte, so wirkt man heute die Legionäre in diese offenen Gruben und überläßt sie eine Weile ihrem Schicksal. — Das Verbot dieser beiden letzten Strafen durch mehrere ministeriellen Erlasse hat ihnen noch kein Ende gemacht; im Gegenteil werden sie heute noch ausgeübt.

Und welches sind die so schwer geahndeten „Verbrechen“? Eine Minute Verspätung im Dienst, eine schiefe gekniffene Kravatte, ein Versehen im Grüßen des Vorgesetzten! Es ist einfach unmöglich, nicht bestraft zu werden; denn zu diesen Vergehen, die noch einen Schein von Realität haben, kommt die Bestrafung Unschuldiger. „Warum reden Sie im Glied?“ fragt der Wachtmeister unsern Gewährsmann. „Vier Tage Arrest!“ „Ich habe den Mund nicht aufgetan, Herr Wachtmeister!“ „Widerpruch? Acht Tage!“ Ein anderes Mal, als Mandin erschöpft zusammenbrach, wurde er wegen Gehorsamsverweigerung auf dem Kriegsfuß (die Fremdenlegion ist stets auf halbem Kriegsfuß) von einem Sergeanten vorläufig zu fünf bis zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, bis die höheren Vorgesetzten schließlich einsehen mußten, daß solche Brutalität ihrem Ansehen mehr schaden als nützen werde.

Daß es neben geringfügigen Vergehen auch an schweren Verbrechen in einem solchen Korps nicht fehlen kann, versteht sich von selbst. Doch sind sie meist die Folgen grausamer Behandlung. So erzählt Mandin von einem Schweizer, der, nach zehnjähriger Zuchthausarbeit in die Linie zurückkehrend, auf die erneute Mißhandlung eines Unteroffiziers mit gleicher Münze antwortete und von seinen Kameraden erschossen wurde. Vier andere Legionäre lösen unter einander, wer den Sergeanten umbringen sollte; es trifft den jüngsten, noch ein Kind. Kaltblütig ergreift er eine Hacke und schlägt dem eintretenden Tyrannen den Schädel ein. Der Mörder wird natürlich zum Tode verurteilt; der Angegriffene, eine eiserne Natur, erholt sich, bleibt aber geistig gestört und irrt wie ein Gespenst um die Kaserne herum, mit der Ehrenmedaille geziert und von seiner Pension lebend.

Kein Wunder, daß die Desertionen häufig sind, kein Wunder auch, daß sie fast alle tragisch verlaufen! Die eingeborenen Gendarmen, Goums genannt, sind auf der Lauer. Mit Bindeseile auf ihren arabischen Pferden jagend, holen sie den Flüchtling ein; denn auf seinem Kopf stehen zwanzig Franken Belohnung. Nur den wenigsten gelingt es, bis an die Küste durchzubrechen und den Schauplatz ihrer Qual dauernd zu verlassen.



Daghauerin. Nach der Radierung (1894) von Emil Anner, Brugg.

Sehen wir uns nun nach dieser kurzen Uebersicht über die Dienstverhältnisse nach den Legionären selbst um. Stark sind in der Legion natürlich diejenigen Länder vertreten, die kein stehendes Heer haben und dem Latendrang kühner Draufgänger nicht genügend Vorschub leisten können, also Belgien, Holland und die Schweiz. Dann folgen diejenigen Nationen, deren strenges Militärsystem so manchem Abenteuerer einen Tausch wünschenswert erscheinen läßt: Rußland, Deutschland, Italien. Auch an Oesterreichern und Spaniern fehlt es nicht. Ost-Bohringen stellt natürlich ein besonders starkes Kontingent; Engländer und Amerikaner sind so gut wie nicht vorhanden.

Nach Berufen betrachtet, überwiegen bezweifelnderweise die handfesten Kerle aus den niederen Ständen. Immerhin sind die Offiziere aus andern Heeren eher stark vertreten und an Studenten, ja, an Doktoren der Philosophie ist nie Mangel. Interessanter als die früheren Berufsarten der Legionäre sind die Motive ihres Engagements. Man kann es bei flüchtiger Betrachtung einfach nicht fassen, daß jährlich Tausende von Menschen sich freiwillig in diese schlimmste aller Knechtschaften begeben, nachdem sie kaum ein leichteres Joch zornig abgeschüttelt haben. Und doch, sieht man näher zu, so begreift man die Armen. Verzweiflung und Hunger sind zwei mächtige Herren. Was sollen die zahlreichen Deserteure anderes tun? Sie meiden ihre Heimat notgedrungen; im Auslande, das ihre Sprache oder ihren Akzent nicht versteht, finden sie als ungelernete Arbeiter selten Beschäftigung. Auf Unterstützung und rechtlichen Schutz haben sie keinen Anspruch; im Gegenteil, sie werden von der Polizei scheel angesehen und, wenn sie sich irgendwie „mausig machen“, ausgewiesen. Der Hunger wühlt in ihren Eingeweiden, sie geben ihr Leben für ein Linsengericht. Da naht ein Werber mit süßem Lächeln, zahlt Speise und Trank, erzählt Wunder von der Tapferkeit der Fremdenlegion und ihrem lustigen Leben. Ein Federstrich, und jeder Rückweg ist abgeschnitten.

So ergeht es den einen. Andere leiten andere Beweggründe. Da sind die wilden Haudegen, denen das ewige Exerzieren und Kriegsspielen „mit möglichster (aber keineswegs wirklicher) Annäherung an die tatsächlichen Verhältnisse“ nicht mehr behagt. Sie sind den Tanzunterricht satt und wollen endlich einmal ernstlich tanzen. Gefagt, getan: Offiziere oder Unteroffiziere nehmen ihren Abschied und vertauschen den Helm mit dem Käppi, die schwarze mit der roten Hose. Wieder andere wissen nicht, was sie anfangen sollen. Dem Studenten ging das Geld aus, der im Examen Bestandene findet keine Stelle, den Bräutigam verließ die Braut, dem unbequemen Sohne entzogen die Eltern alle Beihilfe: ihnen allen winkt die Fremdenlegion als letzter Hafen und oft einzige Rettung. Schwer büßen sie den resignierten Entschluß eines Augenblicks. Für die meisten schlägt die furchtbare Stunde der Enttäuschung, ja der Verzweiflung. Wer dann noch irgend ein Anrecht auf den Schutz der Heimat hat, verfaßt sein Gesuch um Befreiung. Es vergeht wohl kein Monat, ohne daß auf den äußern Ministerien in Berlin, Rom, Petersburg, Brüssel und bei unserm Bundesrat in Bern solche oft in rührenden Ausdrücken abgefaßte Schriftstücke einkommen. Die Antwort, wenn überhaupt eine solche erfolgt, ist stets die gleiche: „Freiwillig hast du dich

auf fünf Jahre gebunden, und keine Macht der Welt kann dich vorher erlösen.“ Unsere schweizerische, um das Wohl ihrer Landesfinder sehr besorgte Bundesregierung erläßt ja jährlich in der Presse eine vor der Fremdenlegion und den Folgen eines Engagements dringend warnende Bekanntmachung, und doch werden die Anwerbungen nicht seltener, und wer nicht hören will, muß fühlen. Zwar ist im Krankheitsfalle eine frühere Entlassung möglich; aber der Gesundheitsrat läßt auf höhern Befehl die Legionäre nur dann ihres Weges gehen, wenn sie körperlich wirklich ruiniert sind und den Staat voraussichtlich mehr kosten werden, als ihre Leistungen einbringen.

Noch sei an der Hand des Buches von Léon Randin ein Blick auf das Offizierkorps gestattet, das die schlimmsten Erwartungen weit übertrifft. Faulenzer und Wüstlinge, Diebe an den Nationen und Kleidungsstücken der Mannschaft, Bestien mit lüfternen Grausamkeitsinstinkten und schenßlichen Lastern, bequeme Feiglinge und unerbittliche Tyrannen, diese Epitheta passen auf die meisten der etwa zwei Drittel des Legionsstabs ausmachenden französischen Offiziere. Der Zufall hat sie gewiß nicht aus den Vintrentuppen des Mutterlandes entfernt. Nur einige Lichtgestalten heben sich von diesem finstern Hintergrunde ab: junge, tüchtige Offiziere, die der hohe Sold und die günstigen Beförderungsaussichten um eine Veretzung in die Fremdenlegion nachsuchen ließen und die, schweigend unter der Unfähigkeit ihrer Chefs leidend, ihren Dienst verrichten, vergöttert von der Mannschaft, die ihnen alles zuliebe tut. Auch unter den Militärärzten der Legion befinden sich Unmenschen. So z. B. jener Dr. Larin, der jedem sich krank Meldenden das Thermometer unter die Achsel steckt, um ihn mit Stockhieben davonzujagen, wenn es nach fünf Minuten nicht mindestens vierzig Grad zeigt. Seine ganze Apotheke besteht aus Chinin, Zimmtessenz und einem Pulver gegen das Fieber, sein ganzer chirurgischer Apparat aus einem alten Rasiermesser. Die „wirklich“ Nieberkranken stellen sich in Reih und Glied auf und müssen Brechmittel und Wasser in solcher Menge zu sich nehmen, bis sie dem Berenden nahe sind. Der Arzt sieht diesem traurigen Schauspiel lachend zu und bemerkt zum Schluß: „Ich will euch lehren, euch krank zu melden!“

In Tongking sind die Spitalverhältnisse weit besser; doch klagen nichtkatholische Kranke über die schlechte Pflege, das Ausbleiben der den übrigen Kolonialtruppen gewährten kleinen Geschenke und die frechen Bekehrungsversuche der Schwestern, die nur die „Gläubigen“ verwöhnen und den „Heiden“ und „Hugenotten“ gegenüber nicht einmal die einfachste Menschenpflicht erfüllen sollen. Wie weit sind uns doch die Japaner in der Toleranz und Humanität voran!

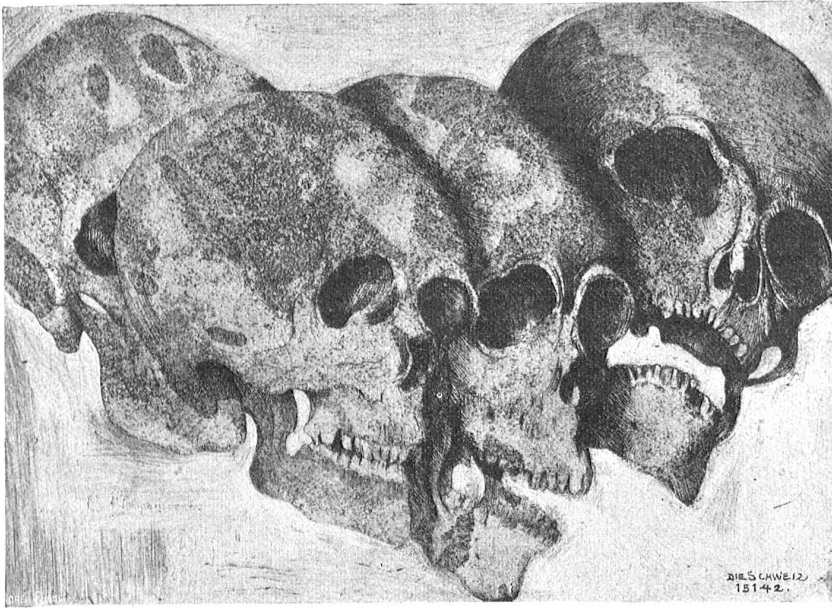
Dies nur ein kleiner Auszug aus dem Randin'schen Buch, einige wenige aus der romanhaften Verkleidung herausgeschält Tatsachen. Ist es möglich, daß im zwanzigsten Jahrhundert solche Verhältnisse noch bestehen? Ist dieses letzte Söldnerheer nicht das schrecklichste von allen? Und wie kommt es, daß unsere Großmächte solche Zustände dulden? „Das geht uns nichts an,“ ist die vorsichtige Antwort auf solche Fragen, deren



Professor Dr. Arnold Dodel.

Nach der Radierung (1900) von Emil Auner, Brugg.





Die vier Temperamente. Nach der Radierung (1895) von Emil Anner, Brugg.

energische Inangriffnahme den Nachbar verstimmen könnte. Handelte es sich um Gebietsannexion, um Pachtung eines Seehafens, um Eröffnung neuer Industriegebiete — wie behende wären dann unsere Diplomaten und wie dringlich würde der Ton ihrer Noten! Aber es sind ja nur ein paar Tausend leidender Menschen im Spiel, Europäer zwar, sogar Landsleute, aber doch zum Teil solche ohne Heimatschein und ohne Beurlaubung in den Stand der Reserve, also Leute, die man ruhig ihrem selbstgewählten Schicksal überlassen kann. So denken unsere Großmächte, die ein Kundiger einmal die großen Ohnmächte nannte — und alles bleibt beim Alten.

wärtigen Augenblick natürlich ungern auf eine so tapfere und so — billige Truppe verzichten. Aber man sollte es doch zu dem Versprechen zwingen, daß es diese heldenmütige Schar zum mindesten seinen eigenen Truppen in Sold, Behandlung und Dienstleistung gleichstellt, statt sie in schmutziger Selbstsucht die Torheit ihrer Anwerbung so bitter und ungerecht büßen zu lassen. Auch hier ist der Arbeiter seines Lohnes wert, und die Nation, die ihn ihm vorenthält, hat keinen Anspruch auf die Prädicata der Mitterlichkeit und des Gelmuns, die sie sich nicht selten selber zulegt.

Ed. Plachhoff-Lejeune, Bern.

## Die Friedhofshalle von Brugg.

Mit Abbildung.

Schon längst war es bei mir beschlossene Sache, einen alten lieben Studienfreund in seinem Heimatländchen Brugg aufzusuchen. Die Ausführung des Planes verschob sich jedoch von Jahr zu Jahr, bis ein längeres, wenn auch ungefährliches Unwohlsein mich zwang, die Arbeit für einige Zeit ruhen zu lassen. Der dringlichen Einladung meines Freundes konnte ich nun Folge leisten. Er schrieb mir: „Du wirst staunen über den intimen Reiz meiner Heimat, und Deine schönheitsdurstende Seele, die Du zur Lenzzeit in die sonnigen Täler jenseits des Gotthard geführt und die Du in dem Zauber der norditalienischen Seen gebadet — diese mit Schönheit überfüllte Seele wird in der stillen reinen Luft meiner Heimat genesen vom Uebermaß, und ein Abglanz jenes Friedens, den wir alle suchen, wird in Dein sehnenendes Herz einziehen. Also komm!“

Ich kannte meinen Freund und seine Ausdrucksweise, die mich so oft in ihrer jugendfrohen Art erheitert. Und wahrlich, ich hatte meinen Aufenthalt in dem alten Aarestädtchen nicht zu bereuen! Tagelang durchstreifte ich mit dem Freunde die wirklich schöne Umgebung, die auf mich einen eigenen, noch nie erlebten Reiz ausübte. Denn da schwebten vor mir die Schatten vergangener Jahrtausende: ich sah in den wiederhergestellten Mauern des Amphitheaters der alten Bindonissa wilde Tiere sich zerfleischen und hörte den Ruf der Gladiatoren: Caesar, morituri te salutant, und von dem nahen Zusammenfluß der Aare und Neuf gelte der Kampfschrei der Germanen, welche die Römerstadt in Schutt und Asche legten. Mit dem hellen Klange des Glöckchens der Klosterkirche Königsfelden mischte sich das Todesröcheln des erchlagenen Habsburgerkaisers Albrecht und der Sang der Nonnen und Mönche, die auf dem

blutgetränkten Boden ihre Heimstätte erbauten, um für das Seelenheil der Toten zu beten. Ich kletterte hinauf zur Habsburg, dem Stammhaus eines großen Fürstengeschlechtes, und schaute hinüber ins „Eigen“, zu jenem stillen einsamen Haus, in dem ein Vestalozzi seine segensreiche Tätigkeit begann, hinüber zu den grauen, ehbenunrannten Felsenmauern der Brunegg, talaufwärts über die schimmernden Fluten der Aare zu den Besten Wildenstein und Wildegg und hinauf zu den im Sonnenglanz ruhenden Juragipfeln, deren grüne Matten einst das Blut der Helvetier rötete.



Studienkopf.

Nach der Radierung von Emil Anner, Brugg.